KBA 16998

Dienstag
3. Dezember 1935

Basler Nachrichten

1. Beilage
zu Nr. 332

Kerrls Ultimatum an die Deutsche Evangelische Bekenntniskirche.

Reichskirchenminister Hanns Kerrl.

Der deutsche Reichskirchenminister Kerrl hat vergangene Woche, wie wir bereits meldeten, der evangelischen Bekenntniskirche ein *Ultimatum* gestellt. Die darin angedrohte Auflösung der Bekenntniskirche ist nunmehr eingetreten. Wer die Rede liest, die Kerrl letzte Woche, als er sein Ultimatum aus der Tasche zog, vor dem Preußischen Bruderrat hielt, *wird von der gestern erlassenen Auflösungsordre* ohne besondere Ueberraschung Kenntnis nehmen. Aber um den „Geist" zu erkennen, aus dem heraus der Vernichtungskampf gegen die Bekenntniskirche, als die Vertreterin der evangeliumstreuen protestantischen Glaubensgemeinschaft, ja der „Deutschen Evangelischen Kirche" selbst geführt wird, tut man einmal mehr gut, sich auch die jüngste Rede des „Reichskirchenministers" einzuprägen. Obschon die Geheime Staatspolizei am Sitz der bekenntniskirchlichen Leitung in Berlin nach der letzten Bruderratstagung eine Haussuchung durchführte, dabei die Vervielfältigungsapparate versiegelte und die noch vorhandenen Kopien von der protokollarischen Niederschrift der Rede Kerrls konfiszierte, ist uns soeben eine Abschrift dieses denkwürdigen Protokolls zugegangen, die wir im vollen Wortlaut folgen lassen.

Berlin, 28. November 1935.

Der Preußische Bruderrat war auf heute, Mittwoch, den 27. November, vom Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten eingeladen. Der gesamte Preußische Bruderrat war dieser Einladung gefolgt. Vorher hatte der Minister bereits den für die Provinzialkirchenausschüsse vorgesehenen Herren, dann auch der Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche seine Ansicht über die kirchliche Lage kundgetan. Gegen halb 8 Uhr abends wurde der Preußische Bruderrat empfangen. Der Herr Minister nahm sofort das Wort und führte folgen-

pfuscht und die entstehende Ordnung unmöglich macht. Die Gemeinde, die Gemeinschaften — bekennende Kirche — D. C. — gehen mich heute nichts an, ich kann mich nicht damit befassen. Ich erkenne an, daß es für Sie notwendig war, gewisse Organe zu schaffen, weil ein Chaos herrschte. Aber jetzt wird verlangt, daß sich niemand mehr in die kirchlichen Dinge hineinmischt, darum habe ich keinen Zweifel gelassen, den Herren Marahrens und Koch habe ich es gesagt, daß ich eingreifen werde, wenn diese Grundbedingung nicht eingehalten wird, aber ich habe gesehen, daß man sich hineinmischte. Wenn ich da noch zusehen will, dann gefährde ich mein eigenes Werk in der schlimmsten Weise. Mit schweren Gewissensskrupeln bin ich an meine Aufgabe gegangen. Aber ich habe sie vom Führer übernommen und ich stehe zu ihr, obwohl ich fast verzweifelt bin. Ich werde mein Werk auch zu Ende führen. Ich lasse keinen Zweifel, daß meine Geduld am Ende ist.

Ich dulde nicht mehr, daß Bruderräte sich anmaßen, sich in die inneren Dinge der Kirchen einzumischen.

Die Kirchenausschüsse bieten in ihren Persönlichkeiten die Gewähr, daß die innersten Anliegen der Bekennenden Kirche gewahrt sind. Sie können mit vollem Vertrauen diesen Männern zusehen. Meine Persönlichkeit bietet hinreichende Gewähr, daß der Staat der Kirche selbst die Ordnung der Dinge überläßt, sobald das möglich ist, hoffentlich schon vor Ablauf der zwei Jahre. Aus diesem Grunde verlange ich und muß verlangen, daß man sich nicht mehr hineinmischt. Die Bruderräte mögen bestehen *bleiben, wenn sie sich nicht hineinmischen in das innerkirchliche Regiment.* Für die Ordnung muß ich sorgen. Sie können zurzeit nichts besseres tun, als zu sagen: Seid ruhig, haltet stille und wartet ab. Sonst wird der Aufbau nicht vollzogen werden. Die Stunde ist überaus schwierig. Glauben Sie nicht, daß ich der Ueberzeugung bin, daß Sie alle richtig schauen. Ich selbst bin verpflichtet, richtig zu schauen. Ich verlange nicht, daß Sie Bekenntnis gestalten, ich muß aber unbedingt und unwiderruflich verlangen, daß nichts geschieht, was der Gesamtgemeinschaft widerstrebt, das Ziel der Führung *in Erkenntnis des gottgegebenen Willens hindert.* Eine Kirche in diesem Deutschland darf sich nicht gegen den Staat, gegen den Führer stellen. Eine Kirche, die wirklich im Volkstum steht, kann von den Geschehnissen dieser Zeit nicht unberührt bleiben. Diese inneren Wandlungen sollen nicht vom Staat beeinflußt werden. Aber es soll Freiheit darin herrschen. Ich will nichts mehr hören von Irrlehrern, sondern ich will, daß positive Menschen positiv mitarbeiten. Ordnung ist nicht herzustellen, wenn von zwei oder drei Seiten dazwischen gepfuscht wird. Meine Herren, die Bekennende *Kirche ist nicht diejenige, welche, sondern* ich bin derjenige, welcher, der die Ordnung der Kirche zu bestimmen hat. Ich ringe täglich und stündlich mit meiner Aufgabe. Ich habe zu wachen über das Wohl der Nation. Ich verlange nichts, was jemand im Gewissen bedrücken könnte. Aber in diesen zwei Jahren müssen wir allen Eigenwillen zurückstellen und uns der großen Aufgabe widmen. Es kommt nicht darauf an, welche einzelnen Persönlichkeiten dastehen. Die Machtbefugnisse habe ich allen weggenommen. Sie haben keinerlei Befugnisse mehr; ich habe alle Befugnisse auf die Ausschüsse gelegt. *Auch darauf kommt es nicht an, wer in den Ausschüssen ist.* Solche Albernheiten: heute Nachmittag verlangte Herr X. von mir die Abberufung des Propstes Eckert. Ich sollte auch den Reichsbischof abbauen. Das kann nur eine geordnete Kirche tun. Wenn ihr die innere Autorität habt, dann wird sie euch niemand nehmen; dann werdet ihr in zwei Jahren die Erwählten sein. Während dieser Zeit lasse ich mir nicht mehr hineinreden. Die ganze Verantwortung

kaputt. Ich habe gezeigt, daß ich in die inneren Dinge nicht eingreife.

Ueberlegen Sie sich das alles noch einmal. Es ist der letzte Versuch, den der Staat macht. Nach mir kommt nichts mehr auf diesem Gebiet, das ist sicher. Sie müssen es vor Ihrem Gewissen verantworten, was Sie tun. Nichts in der Welt kann mich hindern, den Weg, den ich für richtig halte, weiter zu Ende zu gehen."

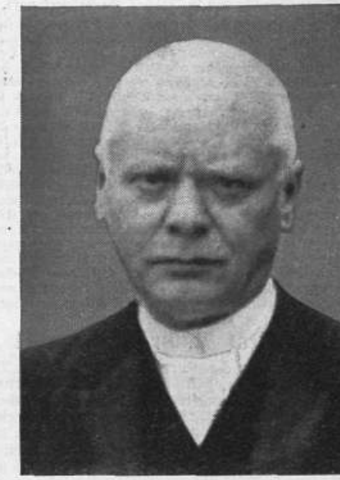
Pfarrer Y: „Herr Reichsminister! Herr Präses D. Koch kann an dieser Besprechung nicht teilnehmen und hat mich beauftragt, ihn zu vertreten. Ich danke für den Empfang und die Ausführungen. Wenn Sie so eindrucksvoll zum Ausdruck brachten, daß Sie sich Tag und Nacht von dem Gedanken an Deutschland bestimmen lassen, so nehmen wir das, ohne viel Worte darüber machen zu wollen, auch für unser kirchliches Handeln in Anspruch. Wir sind dabei erfüllt von der Sorge um Volk und Vaterland.

Sie sprachen vom dritten Menschen, der in der Kirche entstehen muß. Das kann nur der Mensch sein, der im Glauben seinem Herrn Christus eigen geworden ist.

Dieser Mensch wird nur durch Gottes Wort geschaffen. Auch die Bekennende Kirche ist nicht von Menschen geschaffen worden, sondern durch das Wort Gottes. Kein Mensch ist imstande, die neue Kirche zu schaffen, das kann nur das Wort, und vom Wort her haben wir auch unsern Auftrag zum Handeln. — Sie haben auf das Beispiel des Führers hingewiesen, der irren könnte, dem man aber auch im Irrtum folgen müsse. Wir stehen in unserer Kirche auf einem andern Grunde, wir stehen auf dem, der von sich gesagt hat: Ich bin die Wahrheit."

Reichsminister Kerrl: „Warum reden Sie so lange? Das ist für mich vollständig wertlos."

Pfarrer Y: „Ich stelle fest, daß der Herr Reichsminister das, was wir zu sagen haben, für vollständig wertlos erklärt hat. Da brechen wir die Verhandlung ab."



Präses *D.* Koch,
Vorsitzender des Preussischen Bruderrates
und des Reichsbruderrates.

Das Finanzprogramm behandlungsreif.

∇ Die ständerätliche Kommission für das Finanzprogramm ist am Montag Nachmittag unter dem Vorsitz ihres Präsidenten Zust nochmals zusammengetreten, um das Finanzprogramm definitiv zu bereinigen. U. a. beschloß die Kommission, die untere Grenze für die 25prozentige Zusatzsteuer zur Krisenabgabe von 12,000 Fr. auf 10,000 Fr. herabzusetzen.

Die Beratung soll am Mittwoch Vormittag im Plenum beginnen, ob bis dahin die Budgetbehandlung abgeschlossen ist oder nicht. Es sind übrigens eine Reihe von Minderheitsanträgen zu erwarten. Ein solcher wünscht die Kürzung der Bundesbeiträge um 50, statt bloß um 40 Prozent, ein weiterer verlangt die Reduktion der Primarschulsubvention um nur 25 statt 30 Prozent. Ferner besteht ein Antrag auf Erhöhung des abzugsfreien Betrages bei den Besoldungskürzungen von 1400 auf 1600 Fr. (wie im ersten Finanzprogramm). Ueberdies soll beantragt werden eine Erhöhung der Getränkesteuer für das Bier statt von 4 auf 6 Rp., von 4 auf 8 Rp., und außerdem eine Reduktion des bundesrätlichen Ansatzes für den Getreidezoll von 3 auf 2 Fr., statt auf nur 1 Fr., wie mehrheitlich beschlossen wurde. Man wird sich also auf ausgiebige Debatten gefaßt machen müssen.

Der Bundesrat hat sich in seiner gestrigen

mer nahm unter anderm Stellung zum zweiten Bundesfinanzprogramm:

Die Kammer verlangt, ungeachtet der Zustimmung zu einem Ueberbrückungsprogramm für die Jahre 1936 und 1937, eine grundlegende und umfassende Finanzreform, die alle dem Ueberbrückungsprogramm eigenen Improvisationen unter allen Umständen vermeidet. In diese Revision sind einzubeziehen: durch Aenderung der einschlägigen Gesetze erhebliche Mehrbelastungen von Alkohol und Tabak, unter Sicherstellung der dem Fonds für die Alters- und Hinterbliebenenversicherung verfassungsmäßig zukommenden Summen; auf Grund einer einheitlichen bundesrechtlichen Regelung die Besteuerung der Erbschaften unter Ertragsbeteiligung der Kantone; Beteiligung des Bundes an der von den Kantonen zu erhebenden Vermögensertragssteuer. Zur Besserung der Steuermoral und zur wirksamen Bekämpfung der Steuerflucht, ferner zur gleichmäßigeren Erfassung der Vermögen und Einkommen nach ihrer wirklichen Tragfähigkeit sind vom Bund in Zusammenarbeit mit den Kantonen einheitliche Grundsätze für die Steuerveranlagung aufzustellen und Steuerabkommen zur Unterbietung der gesetzlichen Verpflichtungen sind bundesrechtlich zu verbieten.

Das für zwei Jahre vorgesehene Ueberbrückungsprogramm wird abgelehnt, weil es die Lasten ungleich und unsozial verteilt und in einzelnen Positionen untragbar ist. Der vorgesehene zweite Besoldungsabbau verstößt in seinem übersetzten Ausmaß gegen das Prinzip des Leistungslohnes und infolge des vorgesehenen Schematismus gegen die soziale Gerechtigkeit. Eine jede Belastung des Getreides und der Mehlprodukte hat zu unterbleiben,

Der Preußische Bruderrat war auf heute, Mittwoch, den 27. November, vom Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten eingeladen. Der gesamte Preußische Bruderrat war dieser Einladung gefolgt. Vorher hatte der Minister bereits den für die Provinzialkirchenausschüsse vorgesehenen Herren, dann auch der Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche seine Ansicht über die kirchliche Lage kundgetan. Gegen halb 8 Uhr abends wurde der Preußische Bruderrat empfangen. Der Herr Minister nahm sofort das Wort und führte folgendes aus:

„Ich halte es für notwendig, daß vollkommene Klarheit geschaffen wird. Wer mich verstehen wollte, hätte mich verstehen können. Ich habe vom ersten Tage an den Weg klargelegt, es ist mir auch keine andere Möglichkeit gesagt worden. Ich möchte noch einmal wiederholen: Staat und Partei stehen auf dem Boden positiven Christentums; positives Christentum, das heißt wirkliches Christentum der Gesinnung und der Tat, und Nationalsozialismus sind identisch. Der Staat denkt nicht daran, irgendwie in die Glaubensdinge einzugreifen. Er hat sich aber jetzt einem Zustand gegenüber befunden, in dem von „Kirche" überhaupt nicht mehr die Rede war. Die Hilfe des Staates ist erbeten worden. Der Staat ist willens, die Ordnung herzustellen. In klarer und einfacher Weise hat er die Schaffung dieser Ordnung in Angriff genommen. Wir haben einen Zustand, in dem ein Teil dieser, der andere jener Meinung ist. Für den Staat gehören beide Teile zur Kirche. Es muß möglich sein, daß beide Teile sich innerlich finden, es muß der dritte Mensch, in diesem Falle sozusagen der dritte Kirchenmensch, der die Offenbarungen richtig aufnimmt, entstehen. Darum habe ich klar verkündet, daß der Staat sich nicht der bestehenden Gruppen bedienen, sondern eine neue Ordnung herstellen wird. Dazu habe ich Männer — nicht berufen, sondern — benannt. Ich habe mich monatelang mit diesen beraten. Ich konnte ihnen ihre Berufung nicht geben, sondern sie können sie nur in sich selber finden. Von dem Augenblick an dulde ich nicht mehr, daß in die D. E. K. von außen jemand hineinregierer Befugnisse mehr, ich habe diese Befugnisse die Ausschüsse gelegt. Auch darauf kommt es nicht an, wer in den Ausschüssen ist. Solche Albernheiten: heute Nachmittag verlangte Herr X. von mir die Abberufung des Propstes Eckert. Ich sollte auch den Reichsbischof abbauen. Das kann nur eine geordnete Kirche tun. Wenn ihr die innere Autorität habt, dann wird sie euch niemand nehmen; dann werdet ihr in zwei Jahren die Erwählten sein. Während dieser Zeit lasse ich mir nicht mehr hineinreden. Die ganze Verantwortung liegt auf meinen Schultern vor der ganzen Nation. Es hat keinen Zweck, mich zu überzeugen, daß ich auf einem falschen Wege bin. Nur einer kann mich überzeugen, daß ich auf verkehrtem Wege bin; das bin ich selbst. Ich habe eine Aufgabe, die nicht beneidenswert ist.

Ich habe Fristen gesetzt. Ich will diese Woche noch warten. Am Beginn der nächsten Woche erscheint die Verordnung, die hier Klarheit schafft. Davon beißt keine Maus einen Faden ab. Darum muß ich nach bestem Wissen vorgehen, und mein Entschluß ist der, mit den Ausschüssen den Weg zu beschreiten, der zum Neubau führt. Meine Herren, ich bin derjenige, welcher dafür seinen Kopf hinhält und sein Leben einsetzt. — Lassen Sie uns nicht darüber debattieren, das hat keinen Zweck mehr. Niemand kann mich zu anderer Ueberzeugung bringen. Ich habe geglaubt, es muß doch in einer Kirche leicht möglich sein, zu gemeinsamer Ueberzeugung zu kommen. Mir liegt nichts am Verbieten. Doch es kommt auf euch selbst an. Ueberlegt euch alles noch genau. Ich kann wie der Führer sagen: Mein Gedanke bei Tag und mein Traum bei Nacht ist Deutschland. Ich habe das innere unaufgebbare Verlangen, daß Sie Ihre eigene Auffassung zurückstellen und sich der Auffassung des Staates anvertrauen. Ich kann irren, gewiß, ich bin bereit, meinen Irrtum zu berichtigen. Vergleiche Deutschland, wo auch einer war, der da sagte: ich kann mich irren, aber ihr müßt dann auch im Irrtum hinter mir stehen. So kann auch ich mich irren, ich kann aber nicht gestatten, daß außer mir noch andere irren, denn sonst geht alles

Finanzprogramm). Ueberdies soll beantragt werden eine Erhöhung der Getränkesteuer für das Bier statt von 4 auf 6 Rp., von 4 auf 8 Rp., und außerdem eine Reduktion des bundesrätlichen Ansatzes für den Getreidezoll von 3 auf 2 Fr., statt auf nur 1 Fr., wie mehrheitlich beschlossen wurde. Man wird sich also auf ausgiebige Debatten gefaßt machen müssen.

Der Bundesrat hat sich in seiner gestrigen Sitzung ebenfalls mit dem Finanzprogramm befaßt und die Haltung besprochen und bestimmt, die sein Vertreter in den Debatten einnehmen soll.

Diskussion und Kritik.

Die Waadtländer Liberalen akzeptieren die Vorlage als Diskussionsbasis.

(-) Das Zentralkomitee der Liberalen Partei des Kantons Waadt hat eine Entschließung angenommen, in welcher erklärt wird, daß das Finanzprogramm des Bundesrates in Anbetracht der äußersten Dringlichkeit einer Verbesserung der eidgenössischen Finanzen in seiner jetzigen abgeänderten Form als Diskussionsbasis dienen könne und daß das finanzielle Gleichgewicht durch einen Gesamtplan wiederhergestellt werden müsse, der noch strengere Sparmaßnahmen vorsehe, als die bereits vorgeschlagenen. Neue fiskalische Lasten werden abgelehnt, so lange dieser Notwendigkeit nicht entsprochen worden sei.

Die schweizerische Angestelltenkammer lehnt ab.

(Mitg.) Die am 30. November zu einer außerordentlichen Tagung vereinigte schweizerische Angestelltenkammer rechtlich zu verbieten.

Das für zwei Jahre vorgesehene Ueberbrückungsprogramm wird abgelehnt, weil es die Lasten ungleich und unsozial verteilt und in einzelnen Positionen untragbar ist. Der vorgesehene zweite Besoldungsabbau verstößt in seinem übersetzten Ausmaß gegen das Prinzip des Leistungslohnes und infolge des vorgesehenen Schematismus gegen die soziale Gerechtigkeit. Eine jede Belastung des Getreides und der Mehlprodukte hat zu unterbleiben, die Korrektur der unzulänglichen vordem vorgesehenen Maßnahmen, soll nicht auf diesem Wege hergestellt werden. Insofern überhaupt eine Belastung mit neuen Konsumsteuern unvermeidlich ist, hätte die Schweizer. Angestelltenschaft eine Verteilung dieser Lasten auf breiter Grundlage mit entsprechend bescheidenem Ansatz für richtiger gehalten, als die einseitige Belastung von Brot und anderen vorwiegend für den ärmern Haushalt unentbehrlichen täglichen Bedarfsartikeln. Alkoholika, Tabak, gewisse Waren des Luxuskonsums, sollen zum Ausgleich stärker herangezogen werden. Das gesamte landwirtschaftliche Subventionswesen soll einer Neuordnung nach volkswirtschaftlich und sozial tragbareren Grundsätzen unterzogen werden. Abgelehnt wird die beabsichtigte erneute starke Subventionsverkürzung mit Bezug auf die Volksschulbildung, die Krankenkassen und das erst kürzlich nach Bundesgesetzgebung neugeordnete berufliche Bildungswesen.

Die Kammer protestiert mit allem Nachdruck gegen den Beschluß der ständerätlichen Kommission dem verfassungsmäßig festgelegten Alters- und Hinterbliebenenversicherungsfonds, dem schon bisher die ihm zukommenden Zinsen entzogen wurden und dem,

Dem Schweizerland sollst freudig deine
Hilf' und Liebe geben,
Durchs Armbrustzeichen werden seine
Söhne besser leben.
12044 P8789Y

Monolog eines Säuglings.

Von Jules Benda.

Einem neuen Buch des geistvollen Romanciers und Publizisten, «Délice d'Eleuthère» (im Verlag der «Nouvelle Revue Française», Paris), entnehmen wir in freier Uebersetzung diese bewegte Klage eines Neugeborenen, eines der köstlichsten Prosastücke des Autors.

Monatelang lebte ich im Verborgenen, im Schutz der Wärme. Plötzlich wurde ich an den Tag gerissen; man hat mich ausgesetzt, der Kälte und diesem Furchtbaren, völlig Neuen: der Luft. Ich mußte mich dran gewöhnen, sofort, auf Leben und Tod. Während ich Aengste durchlebte, freuten sie sich über meine Geburt...

Ein anderes Wesen atmete bisher für mich, verrichtete die Arbeit meines Kreislaufes. Sie haben das Band zerschnitten und gesagt: „Sei allein. Lebe fortan aus eigener Kraft!" Welche Stunde könnte tragischer sein!

Mein erster Atem war ein Schrei. Sie fanden ihn reizend. Es war ein Schrei der Herzensnot.

Sie sprechen von der Tragik des Todes. Wer sprach je von der Tragik der Geburt? Wer wird aussagen, was ich beim ersten Atemzug empfunden habe?

Jetzt trinke ich, an einem fremden Körper, etwas Fremdes, ich spüre, daß ich das Leben trinke, und ich spüre zugleich, daß ich sterbe, wenn man es mir entzieht. Aber warum sollten sie mir es nicht fortnehmen, da sie es mir gegeben haben? Alles ist unerklärlich in ihrer Welt. Dieses Trinken erfordert alle meine Kraft. Ich drücke meine Fäuste, ich schließe meine Augen, ich stemme meine Arme. Sie betrachten mich gerührt und wissen nichts von meiner Anstrengung. Sie sehen nicht, daß ich meine Lippen und meine Zunge formen, daß ich ihnen den richtigen Druck geben muß. Und sie spüren nicht die Angst, die ich empfinde, ob ich das Problem lösen werde, von dem mein Leben abhängt. Wer wird das Drama meiner Mahlzeit künden?

Einigen ist es bekannt, den Männern der Wissenschaft. Ihr Herz ist nüchtern. Meine Mutter hat ein zärtliches Herz, aber sie ist unwissend.

Ich möchte meinen Kopf gerade halten. Ich kann es nicht. Jeden Augenblick fällt er mir auf die Brust. Ich möchte mich umblicken. Aber meine Augen folgen nicht den Bewegungen meines Kopfes. Gestern konnte ich beides zugleich bewegen. Aber dann fielen mir die Lider zu. O, ich bin sehr unglücklich.

Doch es gibt auch Freuden. Wenn ich die gute, zuckrige Milch bekomme, wenn sie mich ins lauwarme Bad tauchen oder auf das große Bett legen, meinen Körper trocknen, und wenn ich strampeln kann.

Jetzt möchte ich schlafen. Sie wissen nicht, wie müde ich bin und was es für mich bedeutet, zu saugen, zu atmen, zu sehen, zu hören. Um ihnen mitzuteilen, wie gern ich jetzt schlafen möchte, muß ich schreien. Ach, sie mißverstehen mich völlig. Sie glauben, ich habe Durst. Je mehr ich schreie, um so heftiger glauben sie es. Wenn ihr Unverstand noch lange währt, ist es um mich geschehen. O Freude, meine Mutter hat mich verstanden. Sie nimmt mich in den Arm. Sie hat sogar begriffen, daß die kleinen Auf- und Abbewegungen mir beim Einschlafen helfen. Sie ist gut.

Ist sie gut? Sind sie gut? Sie haben mich ihretwegen zur Welt gebracht, nicht meinetwegen. Sie verfügen über mich, wie es ihnen gefällt. Sie werden mich ihre Art des Sprechens, Denkens, Urteils und Vorurteils lehren. Sie entscheiden über die Erde, auf der ich wohnen werde, sie bestimmen das Gesetz, unter dem ich leben werde, ich glaube sogar die Frau, die ich lieben werde. Ich höre sie von einem dummen Krieg sprechen, den zu machen ihnen beliebt. Ich werde mein ganzes Leben daran zu tragen haben.... Nein, sie sind nicht gut. Sie sind mächtig.

(Uebersetzt von H. N.)

Der Falter.

Nein, ich durfte noch nie annehmen, ich sei ein Licht. Weder sagte es mir eine innere Stimme noch die öffentliche Meinung. Bloß die leisen, grausamtigen Falterchen scheinen dieses Glaubens zu sein. Daß sie in den heißen Sommernächten zu mir hereinflogen, während ich in alle Späte und Frühe las, das mag noch erklärlich sein. Aber — warum flogen sie selten um mein Lampenlicht, sondern meistens um meine Hände? Und setzten sich dann auf meine Schulter — oder einmal sogar hing so ein kleiner Schwärmer buchstäblich an meinem Herzen und schlief daran ein...

Nun ist es kalt. Und wieder habe ich Falterbesuch. Wann das zierliche, graue Geschöpf hereinkam, weiß ich nicht. Es hat gottlob weder Holzböden noch Stöckelschuhe und auch keinen eingebauten Lautsprecher. Es ist eines der leisesten Geschöpfe und mir deshalb zum vornherein willkommen. Staunend sehe ich von meiner klappernden Schreibmaschine auf das Blatt Papier, wo der kleine Falter sitzt. Woher mag er kommen? Aus Nebel und Kälte und welkem Laub? — Er schweigt.

Warum sitzt er hier auf dem weißen kühlen Papier? Er verrät es nicht. Aber gelassen meidet er die Lampe und bleibt ruhig sitzen, wie ich ihm mein Gesicht nähere, um ihn zu betrachten. Ich muß ihn auf einen andern Bogen setzen. Auch das läßt er ruhig geschehen. Seine Stille läßt meine Gedanken laut werden, und stünde jemand vor meinem Zimmer, hörte er mich monologisieren. In Wirklichkeit führe ich ein sehr liebes kleines Gespräch — halblaut sind meine Fragen, und die Antworten, die ich erhalte, sind schweigend. Nur ganz böse oder ganz gute Antworten sind lautlos. Diese hier sind gut. Ein feiner, weicher Strom von Güte fließt von diesem zarten Geschöpf zu mir hin und hüllt mich in Freude, deren Glanz ich auf meinem Gesicht erblühen fühle. Nun bin ich vielleicht doch für eine kurze kleine Stunde ein Lichtlein. Ein Freudenglanz. Und sieh! — sachte schwebt der Falter um mich herum, und mein Feuer verbrennt ihn nicht.

Dennoch starb er in derselben Nacht. Ich habe ihn soeben tot aufgefunden. Klein und starr liegt er auf meinem Pult. Er hat sich eines meiner schöneren Manuskriptblätter als Sterbelager ausgesucht. Keine Kurzgeschichte, die ich verzweifelt für kurzatmige Leser erfinden mußte und nicht mehr ansehen mag, keinen widerwilligen Bericht und keine spöttische Rezension. Sondern einen imaginären Dialog mit Rilke. — Ich führe oft solch traumhafte Gespräche, mit Menschen, die ich niemals sah und die schon jenseits sind. Und es will mir scheinen — der Falter war ein Besuch aus jenem Reich.

Ich trage ihn behutsam auf einen kleinen Tisch. Dort steht eine letzte weiße Rose aus dem frierenden Garten. Ihr Schein leuchtet über dem Toten. Und auch mein Gesicht steht über ihm. Aber er schwebt nicht mehr auf. Er sucht kein Licht mehr. Er ist gefunden worden.

Olga Brand.

Die Operette eines Schweizers in Zürich.

f. g. Wenn die „Grüezi"-Polemik seligen Angedenkens neben vielem Unerquicklichem auch etwas Gutes gezeitigt hat, so gilt das in erster Linie in bezug auf die Mobilisierung einheimischer Talente, die allenfalls berufen wären, die längst ersehnte „schweizerische Operette" herbeizuzaubern. In Paul Burkhard, dem aus Zürich gebürtigen Berner Theaterkapellmeister, hat sich ein solches Talent gefunden. Was er aber in seiner in 16 Bildern sich abrollenden, musikalisch ausgezeichnet fundierten und auch textlich nicht ungeschickten Revue (Burkhard ist Librettist und Komponist in einer Person) ausbreitet, das ist nun allerdings so wenig schweizerisch wie nur möglich. Denn nicht nur spielt die Sache auf amerikanischem Boden, sondern auch alles Drum und Dran steht mit dem, was man so gefühlsmäßig von einer „nationalen" Operette erwartet, nicht im entferntesten in Beziehung. Solche Chancen, wie sie sich der kleinen Mary Miller, vulgo „Hopsa" bieten (nach ihr ist das Stück benannt), sind beim Operettenvolk der Hirten gänzlich ausgeschlossen, und alles, was da nach dem beliebten Rezept „Theater auf dem Theater" aufgefahren wird, das führt meilenweit ab von dem, was sich allenfalls zu einem schweizerischen Operettensujet denken ließe.

Das Schweizerische an der im Zürcher Stadttheater mit stürmischem Erfolg uraufgeführten Novität beschränkt sich also auf die Herkunft des Komponisten. Die Frage nach der nationalen Authentizität wird übrigens hinfällig in Anbetracht der musikalischen Qualität des Werkes. Hopsa-Schlager, wie sie Paul Burkhard eingefallen sind, wären ebensogut denkbar im wienerischen Kulturbereich der Revue-Operette, und auch seine elegante, elastische Instrumentierungskunst gemahnt an feinere Produkte, die von Osten her zu uns gelangt sind. Das Wichtigste: Burkhards Couplets und Tanzparodien haben Witz und Charme, seine Musik ist von absoluter Gefühlslauterkeit, meidet alles gestelzt Pathetische und hält sich von schmierigen Interjektionen und billigen Jazzeffekten rein. Wir möchten die Vermutung nicht von der Hand weisen, daß Burkhard fähig wäre,